

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 137.

Mittwoch, 16. Juni

1926.

Edelsteine.

(11. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Hans Huan.

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe nicht geschlafen“, sagte der junge Mann einfach, „weil das gnädige Fräulein hier oben so allein war!“

Thekla lächelte. Und ihr Gesicht, auf dessen Wangen der Schlaf ein leises Rot gezaubert hatte, sah wie das eines erschrockenen Kindes aus, das sich doch in guter Hut weiß.

„Das ist schön von Ihnen, Martin!“ sagte sie und der leise Klang ihrer Stimme redete von dem Schrecken, der noch in ihrer Seele war. „Aber wer hat bloß geschossen? ... War es denn wirklich hier im Hause? ...“

„Das ist ganz unzweifelhaft!“ nickte die Schwester, „da kann ich mich nicht täuschen!“

„Ich will nachsehen!“ Der Diener ging voran, die beiden Mädchen folgten, aber sie waren beide doch ein bißchen ängstlich.

Da ward das Rollen eines Autos vorm Hause hörbar.

„Der Kommissar!“ meinte Thekla, „warten Sie doch noch, Martin.“

Die drei lauschten. Im Hause ging leise eine Tür. Dann kam jemand die Treppe empor.

Thekla, deren Nerven nicht mehr standhielten, faßte schreckhaft nach dem Arm der Schwester, die, sie beruhigend, über das Geländer hinabsah.

„Es ist der Kommissar!“

„Ist etwas geschehen?“ fragte Dr. Splittericht schon im Heraufsteigen.

„Ja ... ein Schuß ... es hat jemand im Hause geschossen.“ „Wo waren Sie währenddem, Schwester?“

„Ich stand an der Tür des Boudoirs.“

Und sie erzählte ihm vom Schleichen auf dem Korridor.

„Es ist besser, die Damen bleiben vorläufig hier ... Sie“, der Kommissar wandte sich zum Diener, „Sie können mit mir gehen!“

Damit ging Dr. Splittericht voraus, Martin folgte ihm. Die beiden Mädchen traten in ihr Zimmer zurück, ließen aber die Tür auf: der Drang, zu wissen, was nun in dieser schlimmen Bilderreihe folgen werde, war stärker als ihre Furcht vor Gefahr.

Als sie um die Korridorede waren, blieb der Kommissar stehen und sagte leise zu dem Diener:

„Machen Sie sich für alle Fälle fertig! Schießen Sie bei dem geringsten Zeichen von Widerstand oder Angriff!“

Der Diener tat, wie ihm geboten. Die Taschenlampe hatte der Doktor-Kommissar genommen. Er ging voraus.

Als sie vor des jungen de Ruyters Atelier standen und Dr. Splittericht die Klinke probierte, sagte er:

„Natürlich ... verschlossen ... halten Sie mal!“

Er gab Martin die Laterne und seine Browningpistole. Dann holte er einen starken Rißfänger aus der Tasche und zersplitterte mit ein paar kraftvollen Stoßhieben die Türfüllung an ihrer schwächsten Stelle.

Durch das Loch sah er zuerst vor sich schräg, dann geradeaus in den erhellten Raum.

„Aha!“ sagte er in gedämpftem Ton, „das hab' ich mir fast gedacht!“

Nun erweiterte er die Öffnung in dem zerbrochenen Türbrett und schloß hineingreifend auf.

Auf der mit grauem Fries ausge schlagenen Diele, in der Nähe des großen, mit Mappen bedeckten Tisches lag Wolf Stark de Ruyter.

Er lag auf Gesicht und Brust, das rechte Bein etwas angezogen, als ob er sich im Sterben kriechend noch hätte weiter bewegen wollen.

Er war tot!

Der Kommissar drehte den Körper sofort auf den Rücken und horchte nach dem Herzen, das für ewig stillstand. Das Gesicht des Erschossenen, dessen merkwürdig spitz vorgebeugte Nasen- und Stirnpartie schon im Leben auffiel, hatte jetzt in seiner fahlen, leblosen Blässe etwas Geierartiges; die gebrochenen, nur halbgeschlossenen Augen vervollkommneten diesen häßlichen, das Mitleid ertötenden Ausdruck.

Als der Kopf beim Umdrehen des Leichnam herumfiel, zeigte sich auf der linken Brustseite eine durchblutete Stelle. Die Kugel hatte offenbar das Herz getroffen.

Die Waffe, ein englischer Smith-Wesson-Revolver von starkem Kaliber, lag ganz nahe der etwas zusammengekrampften rechten Hand. Wie aber der Kommissar den Revolver aufhob, sah er unter dem dicht verbleibenden Lederfessel, der sehr niedrige Füße hatte, einen goldenen Bleistift. Er hob ihn auf und steckte ihn ebenso wie den Revolver zu sich.

Dann wandte er sich zu dem Diener:

„Sie müssen sofort rüber ins Hotel „Goldfasan“. Lassen Sie sich dort dem Herrn Staatsanwaltschaftsrat Dr. Losch melden! ... Dr. Losch, das werden Sie sich doch merken, ja?“

Der Diener nickte.

„Herrn Staatsanwaltschaftsrat Dr. Losch.“

„Ganz recht ... Der Herr Staatsanwalt möchte die Freundlichkeit haben und gleich rüber kommen ... Sie können ihm ja kurz berichten, was passiert ist!“

Der Diener ging und der Kommissar folgte ihm:

„Warten Sie, ich komme mit!“

Er wollte doch lieber selbst den beiden Damen die neue, trübe Kunde bringen.

Schwester Adelheid und Thekla standen noch immer voll banger Erwartung in der offenen Tür. Aber bei ihnen war die Köchin, in deren groben Zügen mehr Ärger über all das Unheil, das ihre Herrschaft traf, als Angst zu lesen war, und an der Furcht wandte sie sich, mit fliegenden Gliedern, die Jose, die Thekla zu beruhigen suchte.

„Gehen Sie! ... Gehen Sie schnell!“ sagte Dr. Splittericht zu dem Diener, der einen Moment den Schritt verhielt. Dann wandte er sich an Thekla:

„Mein gnädiges Fräulein, ich muß Ihnen eine neue betrübende Mitteilung machen: Ihr Herr Vetter hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach erschossen.“

Ein dumpfer Fall! ... Niemand hatte auf die Jose

geachtet und Dr. Splitterlicht, der sie rasen sah, kam zu spät, sie aufzufangen.

Die Köchin, die wütend vor sich hinbrummte, und Schwester Adelheid trugen die Ohnmächtige ins Boudoir auf den Divan, wo sie vom Einatmen aus einem Fläschchen Melissengeist, das Schwester Adelheid ihr unter das Kinn, weiße Näschen hielt, bald erwachte.

Die Blonde sah sich wirt um und wimmerte:

„Ach, der arme Herr Wolf . . . Er hat sich gewiß nicht allein totgemacht . . . Der arme Herr Wolf . . .“

Dann wurde sie auf einmal glühend rot, setzte sich, schuldbehaftet zu Thekla hinschauend, auf und hob die Beine, von denen das sich verschiebende Kleid niedliche Waden in Seidenflor-Strümpfen und zierlichen Spangenschuhen sehen ließ, rasch vom Divan.

„Mein Gott“, sagte sie, „ich bin wohl umgefallen?“

Sie war aber so unsicher und litt so sichtbar unter einer verschwiegene Angst, daß es Thekla auffiel.

Der Kommissar, die Schwester und auch die Köchin waren wieder auf den Korridor getreten. Thekla horchte in das Krankenzimmer hinein, wo sich nichts regte, dann setzte sie sich neben die Jose, fragte sie freundlich: „Ist Ihnen wieder besser, Vissi?“

Da brach das Mädchen plötzlich in ein haltloses Schluchzen aus.

In Theklas Herz kam es wie Härte und Zorn:

„Tut Ihnen denn mein Vetter so leid?“

Es klang unverzöhnlich und Vissi merkte das.

„Nein . . . nein . . .“ log sie. Sie bezwang sich noch. Aber plötzlich durchbrach ihr Weh alle Dämme. Sie schluchzte so laut, daß die Schwester hereinklachte.

„Herr Wolf wollte mich ja heiraten . . .“

Das klang in allem Leid so komisch, daß Thekla lächelte. Aber dann kam ihr doch gleich wieder die Schuld, die der Abgeschiedene auch hier wieder auf sich geladen hatte, zum Bewußtsein. Sie fragte:

„Haben Sie ihm das geglaubt, Vissi?“

„Ja“, schluchzte die Kleine. „Er hat es ja geschworen!“

Thekla zwang sich vergeblich zu einem Mitgefühl. Sie brachte es nur über sich, die Jose in das Schlafzimmer, das sie mit der Köchin teilte, zu führen, mit der ernststen Weisung, sich jetzt niederzulegen und, wenn möglich, zu schlafen.

Als Thekla wieder heraustrat auf den Gang, kamen eben in größter Eile Dr. Losch und der Untersuchungsrichter. Die Schwester hatte unterdessen an Geheimrat Wildner telephonierte.

Der Staatsanwalt war unzufrieden, daß Dr. Splitterlicht nicht, bevor er hierherfuhr, ihn geweckt und über den Erfolg seiner Fahrt nach Berlin unterrichtet hatte.

Aber der Untersuchungsrichter meinte ganz zutreffend: „Diese Recherchen — mögen sie nun ausfallen sein, wie immer — sind doch jetzt überholt! . . . Mit dem Selbstmord hat der Mann seine Schuld eingestanden . . . Der Fall liegt für mich wenigstens einfach und sonnenklar.“

Thekla mußte, als Dr. Lindenblatt das sagte, an das Wort des kleinen, dummen Mädchens denken: „Er hat sich gewiß nicht allein totgemacht . . .“ Sie sah Dr. Splitterlicht an und meinte um dessen Mund jenen leisen Zug von Spott zu bemerken, der so ungewiß war, daß man kaum sagen konnte, ob der Kommissar wirklich für einen Augenblick gelächelt hatte.

Die Herren traten jetzt über die Schwelle des Ateliers.

Der Kommissar erklärte den Gerichtsherren die Lage der Leiche bei ihrer Auffindung; er wies den Revolver vor, dessen gefüllte Patronentrommel nur eine leere Hülse zeigte und hielt dann Dr. Losch den goldenen Bleistift hin.

„Das fand ich hier unter dem Sessel . . . in unmittelbarer Nähe des Ermordeten.“

„Und welche Schlüsse ziehen Sie daraus?“

Der Kommissar zuckte die Achseln:

„Man könnte daran denken, der Erschossene hat noch in der letzten Minute irgend etwas aufschreiben wollen.“

(Korrekturen folgt.)

Der sehr ernste Herr.

Es gibt Leute, die so forsch sind, daß sie niemals einen Regenschirm benutzen; lieber lassen sie sich ihren neuen Plüschhut und ihren Sommermantel ruinieren. Ich gehöre nicht zu ihnen. Schließlich sind die Regenschirme ja dazu erfunden worden, daß man sie benutzt. Ich besitze nicht nur einen, sondern gleich drei (zwei habe ich geschenkt bekommen). Drei Regenschirme sind zweifellos ein Zeichen von Bürgerallid — vorausgesetzt, daß sie betriebsfähig sind.

Aber siehe da — als es vorige Woche so unsicheres Wetter war, stellte sich heraus, daß sie alle drei kaputt waren. Nicht sehr — o nein! Aber doch immerhin so, daß ein „besserer“ Herr sie nicht auf der Straße aufspannen konnte. Nun — es regnete ja einstweilen noch nicht. Ich nahm also die drei Schirme und trug sie zum Schirmmacher.

„Herr Meyer, bitte, machen Sie diese kleinen Reparaturen noch heute. Vielleicht fängt es doch an zu regnen, und —“

Herr Meyer verwickelte mich in ein Gespräch über Nordpolfahrten, Bevölkerungszuwachs, Trockenlegung, Flaggengerichte und Putzgerichte, und als er diese Gegenstände endgültig abgetan hat, regnet es wirklich.

„In zwei Stunden können Sie Ihre Schirme wieder abholen“, sagt Herr Meyer. „Ich leibe Ihnen einstweilen einen anderen.“

Bewaffnet mit dem Meyerschen Regendach ziehe ich los. Die zwei Stunden kann ich im nächsten Kaffeehaus abtun und Zeitung lesen. Ich hänge Hut und Mantel an einen bereits überlasteten Garderobeständer und stelle meinen — nein: den Meyerschen Schirm dazu.

Als die Zeit um ist — Teufel — wie hatte der Schirm des Herrn Meyer ausgesehen? Da steht ein Duzend Schirme. Ich betrachte sie der Reihe nach genau. Dieser da — ja, der wird es wohl sein . . .

Da klopf mir jemand auf die Schulter: „Erlauben Sie — wohin wollen Sie mit meinem Schirm?“

„O Gott — verzeihen Sie — ich habe nämlich tatsächlich — ganz vergessen —“

„Ach . . .!“ sagt der Herr und sieht mich sehr ernst an. Die drei Punkte hinter dem „Ach“ sind das Feinlichste. Ich weiß, was er denkt. Soll ich ihm die ganze weitläufige Geschichte erzählen? Die Umstehenden werden schon aufmerksam. Plötzlich erkenne ich den Meyerschen Schirm wieder, reiße meine Sackeligkeiten an mich und trete den Rückzug an. Hinter mir stehen sie die Köpfe zusammen. Nun, so etwas kann vorkommen; aber es ist doch höchst unangenehm; man wird eine gewisse üble Stimmung den ganzen Tag hindurch nicht wieder los.

Meyer hat meine drei Schirme geklickt. Ich zähle, hänge sie über den Arm und steige in die Straßenbahn.

Wer sitzt mir gegenüber? Der Mann aus dem Kaffeehaus! Der Mann aus dem Kaffeehaus sitzt mir gegenüber, erblickt die drei Schirme an meinem Arm und sieht mich sehr ernst an. Sehr ernst . . .!

Wenn ich die Absicht hätte, ein Feuilleton zu schreiben, so würde ich jetzt schildern, wie der Herr, der mich und meine drei Schirme so sehr ernst ansieht, mit dem Schaffner zu tuscheln beginnt, bei der nächsten Haltestelle aussteigt und einen Schuttmann holt; man schleppt mich zur Wache, ich kann mich nicht ausweichen und muß eine Nacht lang auf einer üblen Pritsche schlafen, bis mich am nächsten Morgen meine verzweifelte Gattin, die natürlich mittlerweile vor Eifersucht fast gestorben ist —

Aber trotz dieser herrlichen Entwicklungsmöglichkeiten verzichte ich auf eine solche Wendung (übrigens bin ich gar nicht verheiratet), sondern erzähle die Geschichte, wie sie sich wirklich zugetragen hat. Nämlich viel schlimmer.

Der Herr also tuschelt nicht mit dem Schaffner, holt keinen Schuttmann — sondern er sitzt mir ganz einfach gegenüber und sieht mich ernst an. Von seinem Vertrauen zur Menschheit bröckelt langsam ein Stück nach dem anderen ab. Ich höre es förmlich. Und dann steht er auf und verläßt den Wagen. Aus! Hätte er doch einen Schuttmann geholt! Da wäre die Sache sofort aufgeklärt worden. So aber sitze ich nun da, belastet mit einem derart schweren Verdachte, daß ich durch sämtliche Zimmerdecken eines Volkenträgers hindurchsinken könnte. Der Herr wird mir zweifellos noch öfter begegnen; jedesmal wird er mich sehr ernst ansehen und denken . . . Entsetzlich!

Es gibt Leute, die so wenig forsch sind, daß sie einen Regenschirm benutzen. Ich gehöre nicht zu ihnen. Lieber lasse ich mir den neuen Plüschhut und den Sommermantel verregnen. Ich habe drei Schirme billig abzugeben!

K a u a.

Die Ohnmacht der Vernunft.

Skizze von Lo. Bretschneider.

Die Vernunft war wieder einmal zu den Menschen gegangen, um nach dem Rechten zu sehen. Wie notwendig das war, erkannte sie bald. Es herrschte eine unglaubliche Verwirrung der Begriffe. War ein Mensch drauf und dran, einen andern zu einer großen Dummheit zu überreden, so sagte er: „Aber so nimmt doch Vernunft an!“ Hatte hingegen einer wirklich einmal eine vernünftige Idee, so fand sich bestimmt ein anderer, der ihm davon abriet mit den Worten: „Nach bloß die Dummheit nicht!“

Eine Mutter hatte ihrer Tochter einen Mann erwählt, zu dessen Gunsten mehr materielle als sonstige Vorzüge sprachen. „Aber so hör' doch auf die Stimme der Vernunft!“ sagte sie zu der unter Tränen Widerstrebenden.

„Jawohl!“ fiel die Vernunft, die das zufällig gehört hatte, ein. „Hör' auf die Stimme der Vernunft, liebes Kind! Es ist ohnehin vielleicht das einzige Mal, daß du sie so aus erster Quelle zu hören Gelegenheit hast. Denn ich bin die Vernunft. Und ich sage dir: du hast Recht. Und ich rate dir: bleibe fest! Laß dir nicht etwas als angebliche „Vernunft“ einreden, was nicht das geringste mit mir zu tun hat, sondern meinen Halbbruder „Berechnung“, wenn nicht gar meine Stiefschwester „Eitelkeit“ angeht!“

„So kommen Sie doch zur Vernunft!“ sagte enghirniges Spießertum zu einem, dessen kühne, weitausschauende Pläne über den Horizont ihres Begreifens gingen.

„Das hat er gar nicht nötig!“ rief die Vernunft, „denn ich, die Vernunft, bin selber zu ihm gekommen. Zu ihm und zu euch, die ihr mich ja noch viel notwendiger habt, als jener. Denn...“ und sie setzte den Dukendgebirnen auseinander, daß der, dessen Pläne sie verworfen wollten, ihnen allen weit voraus und ihrer Gefolgschaft in höchstem Maße würdig sei.

So wirkte die Vernunft Gutes, wo sie nur immer Gelegenheit dazu fand. Und daran fehlte es wahrlich nicht. Einmal kamen, im Vertrauen auf ihre bisherigen Erfolge, Menschen zu ihr, sie um Hilfe zu bitten.

„Man will uns zwingen, von diesem Tage und dieser Stunde an unsere Kleider so, unser Haar so zu tragen, so die Füße zu setzen und so die Worte für unsere Rede zu wählen.“ Und sie nannten und beschrieben der Vernunft die Geleke, deren strikte Befolgung ihnen diktatorisch auferlegt werden sollte.

„Wer hat das angeordnet?“ fragte die Vernunft.

„Die Mode“, sagten die Menschen.

Die Vernunft errödete verlegen und bekannte: „Dann kann ich euch, so leid es mir tut, nicht helfen. Meine Macht ist groß, aber gewisse Grenzen sind doch auch ihr gezogen. Und eine der ersten heißt: Wo die Mode spricht, schweigt die Vernunft!“

Was viele nicht wissen.

Ein Lichtjahr nennen die Astronomen die vom Licht in einem Jahr zurückgelegte Strecke; das sind 9463 Billionen Kilometer.

Der Durchmesser des Sirius ist ein Drittel größer als der der Sonne.

Die Dichte des Sterns, der den Sirius begleitet, ist 50 000fach größer als die des Wassers. Nach den Forschungen von Eddington muß man im Innern des Sterns Temperaturen von 100 Millionen Grad und Druck von 100 bis 1000 Billionen Atmosphären annehmen.

Zu den dichtesten Stoffen gehört das Osmium, das 22,5mal dichter ist als das Wasser.

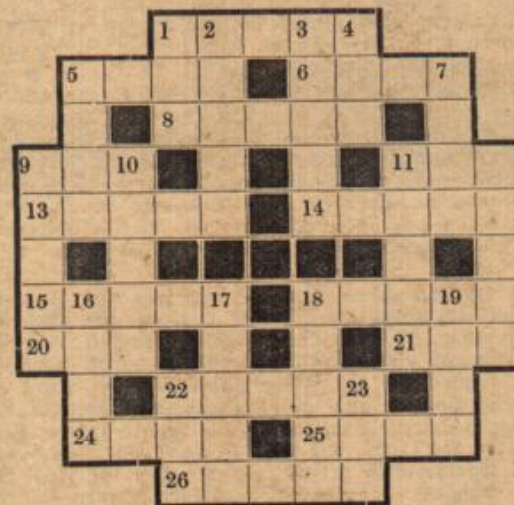
In einem Kubikcentimeter Kohlenstoff befinden sich bei gasförmigem Zustand nur 2000 Gase, rund 12 Trillionen Atome, während sich in demselben Raum beim Diamant (Kohlenstoffkristall) 180 000 Trillionen Atome befinden.

Ein Wasserstoffatom hat in normalem Zustand einen Halbmesser von einem zehnmillionsten Millimeter.

Im Jahre 628 v. Chr. wurden mit dem Herzog Wu von Tsing im Nordwesten Chinas 66 lebende Menschen begraben. Im Jahre 621 ließen sich die Würdenträger des gleichen Staates mit ihrem Herrscher Ruß begraben.

Bei den Indianern des Hochlandes Guatemalas gilt der Maulwurfsbraten als Lederbissen. Das feinste Kalbfleisch ist ihnen nichts dagegen. Höchstens kann das Fleisch der Riesenheide, der Iguana, damit konkurrieren. Als Lederbissen gelten aber auch die Tierchen, die den Kopf der Kinder bestechen. Am Sonntag werden diese vor dem Eingang der Hütte abgepflegt.

Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Familienmitglied, 5. Kleine Pflanzen, 6. Spielzeug, 8. Fluß in Afrika, 9. Teil des Baumes, 11. Ende, 13. Preussischer Reformator, 14. Lese, 15. Tier, 18. Himmelskörper, 20. Bund, 21. Verneinung, 22. Meerespflanzen, 24. Vogel, 25. Wilde, 26. Verwandter. — Senkrecht: 1. Adelsprädikat, 2. Erdteil, 3. Flaches Land, 4. Selten, 5. Vorgang in der Tierzucht, 7. Geräuschvoll, 9. Verbrennungsrückstand, 10. Landwirtschaftliches Gebäude, 11. Gebirge in Südamerika, 12. Fluß in Frankreich, 16. Früher, 17. Haften, 18. Wertvollster Teil des Menschen, 19. Haustier, 22. Stadt in Finnland, 23. Fluß in Afrika.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 131: Wagerecht: 1. Mai, 3. Ma, 6. Ur, 7. Edam, 8. Rot, 10. Ei, 11. Ton, 14. Ob, 15. Ammer, 17. Ha! 18. Moses, 20. Uhu, 22. Eos, 23. Ohr, 26. Los, 28. Unruh, 30. As, 32. Panne, 34. Ru, 35. Lid, 37. Lie, 38. Mei, 39. Opal, 41. Da, 42. Kol, 43. Pol. — Senkrecht: 1. Rut, 2. Ar, 3. Adieu, 4. Ja, 5. Amt, 7. Elm, 8. Rom, 9. Oboe, 10. Ems, 12. Oh! 13. Raß, 15. Asop, 16. Rhône, 19. Sol, 21. Uhr, 24. Rüne, 25. Wal, 27. Salat, 28. Uue, 29. Hut, 31. Si, 33. Nil, 36. Don, 38. Mal, 40. Po, 41. Do.

Alt-Nassau

Aus alt-nassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Unzer.

XI.

Es ist schade, daß wir von Auguste Wigelius nicht selber eine Schilderung der Eindrücke besitzen, die die Umfriedlung nach Darmstadt auf sie hervorrief. Denn der Gegensatz war in jeder Beziehung groß. In Wiesbaden im Elternhaus ging es knapp zu und von Abwechslung, so weit sie nicht durch die Vorgänge in der Familie hervorgerufen wurde, wird wenig die Rede gewesen sein. Die Mutter wurde durch die oft sich mehrende Kinderschar stark in Anspruch genommen und war dadurch und durch die Sorge um den häufig fränkenden Gatten vollauf beschäftigt, so daß sie

gewiß die älteren Töchter oft zur Hilfe heranziehen mußte. Die Bildung der jungen Mädchen litt darunter und übermäßig viel Kenntnisse scheint Auguste nicht mitbekommen zu haben, als sie damals das Elternhaus verließ; und doch wurde in der Gesellschaft ein gewisser Bildungsgrad, insbesondere auch die Kenntnis der französischen Sprache, gefordert. Es wäre natürlich möglich gewesen, sich die erforderlichen Kenntnisse und allerlei wünschenswerte Fertigkeiten auch in Wiesbaden anzueignen; aber in der häuslichen Umgebung hätte die Zeit und Ruhe gefehlt; der gesellschaftliche Umgang, Ton und Schliff aber war zweifellos in Darmstadt eher zu erlernen als in dem unansehnlichen kleinen Landstädtchen Wiesbaden, wo allein die Badekur und die kurtrenden Abwechslung für die Bewohner brachten und das regere Leben und Treiben an Sonn- und Festtagen, da allerlei Volk aus den Nachbarstädten herbei-

brachte, um sich zu „amüsieren“ recht wenig geeignet für stillsame junge Mädchen war.“)

Ganz anders lagen die Dinge in der heftigen Nachbarstadt, Darmstadt, wo damals noch die „Große Landgräfin“ Karoline Hof hielt, zählte etwa 10 000 Einwohner, unter denen etwa 1000 zum Militär gehörten; der Landgraf Ludwig IX., der Gemahl Karolinens, hielt Hof in Pirmasens, wo ebenfalls ein heftiges Regiment stand, dagegen wohnte sein jüngerer Bruder, der 1722 geborene Prinz Georg Wilhelm, Generalfeldmarschall des ober-rheinischen Kreises, mit seiner Gattin Luise, geb. Gräfin von Leiningen-Dagsburg, und seinen Kindern in Darmstadt im sog. Palais und pflegte dort ein reges geselliges Leben. Die Stadt war nicht unansehnlich, wie von Wiesbaden gesagt wird, sondern machte im allgemeinen einen guten Eindruck; stattliche Gebäude, wie das „Alte Palais“ des vorgenannten Prinzen Georg, das 1771 erbaute Exerzierhaus, das „Alte Schloß“, das allerdings wegen Geldmangels unvollendet dastehende „Neue Schloß“, fielen in die Augen. Handel und Verkehr schienen nicht bedeutend gemessen zu sein, denn Friedrich Justinian v. Gündersode aus Frankfurt, der im Sommer 1781 einige Monate in der heftigen Residenz verbrachte, sagt: „Es ist still in der Stadt und für Fremde nicht sehr interessant.“²⁾

Darmstadt war eben Militär- und Beamtenstadt; in Beamtenkreisen besaß Tante Dorothea Bigelius vielerlei Beziehungen, und sie sind es wohl vorwiegend gewesen, in denen die Nichte Auguste sich bewegte. Ihre kleine, einfache, mit guten erbten Möbeln ausgestattete Wohnung am Schloßplatz gestattete, vieles von dem, was vor sich ging, zu sehen und, da die Inhaberin mit den Persönlichkeiten und Verhältnissen wohl bekannt war, gewissermaßen mit zu erleben.

Der erste erhaltene Brief, in dem uns von Augustens Aufenthalt in Darmstadt berichtet wird, ist der schon früher erwähnte vom 20. Dezember 1773; er erzählt, wie Tante und Nichte von einer Gesellschaft in die andere, vom Kaffee bei der Frau Rat zur Rekelstube bei der Frau Oberkammerrat gingen, und als Auguste mit Adolph Braun zum Ball gefahren war, schrieb die Tante ihrem Bruder: „Da habe gewünscht das Du Deine Tochter sehen magst denn sie war so schön gebut (geputzt) und ihr Kopf hat so geleuchtet, daß man sie nicht hat ansehen können, indem ich ihr alle Stein ins har gesiekt die wir hatten, denn das ist ihr die Mode.“ Früh um 4 Uhr brachte Herr Braun seine Schuttbefohlene im Wagen nach Hause und erkundigte sich am nächsten Tag persönlich, wie sie geschlafen habe und wie ihr der Ball bekommen sei. Jedenfalls hat das Fest Auguste gut gefallen und sie war offenbar sehr befriedigt. Aber auch sie scheint Beifall in der Darmstädter Gesellschaft gefunden zu haben; es blieb nicht bei dieser ersten Ball-einladung und Tante Dorothea, die jedesmal klopfenden Herzens zu Hause saß und wartete, bis die Nichte in den frühen Morgenstunden heil heimgebracht wurde, saß sich aus mancherlei Gründen veranlaßt, dem übermäßigen Vergnügen Einhalt zu tun und solche Einladungen abzusagen: „es kost alle mal der baride-Macher 6 bakte³⁾ und sie mechte sich auch verderben und um ihre Gesundheit bringen, denn wenn die Frau Landgräfin da ist, so wirt daß ballen kein Ende finden, und mich derangirt es auch gar ser, den ich muß alle mal auf bleiben bis sie wieder kommt, du wirtst es also nicht übel nehmen wenn ich sie nicht alle mal mit gehen lasse —“ mitten hinein in diesen Rebestrom ertönt schrill die Klingel an der Haustür und gleich darauf lesen wir weiter: „o es ist keine ruh allweill da ich dieses schreibe kommt wieder eine invadation ich muß also mein willen dazu geben.“ Die arme Tante!

Zum neuen Jahr schrieb Dorothea Bigelius abermals an den Bruder; der Anfang des langen Briefes ist für die eigentümliche Religiosität in der Familie so bezeichnend, daß ich ihn hier mitteile: „Serklich geliebter Bruder. Zu forters erforders meine Schuldigkeit Dir bester Bruder zu dem angeträtene Jahres Wehel zu Eradulieren mit dem herbstlichen Wunsch, daß der allerhöchste Gott Dich bester Bruder nebst der lieben Frau Schwester⁴⁾, nicht nur dieses angeträtene sondern viele folgende Jahre ben allem erwünschten

Wohl ergeben den Deiner Familie erhalben, Gott Schänd Dir seinen Segen im Geist und Leiblichen und gebe Dir eine beständige gemütsruh und lasse alle Deine Geschäfte gesegnet sein, und noch mehr wünschte ich aus treuem herben daß ich das vergnügen haben mecht Dich hir vor beständig zu haben, wenn es doch der liebe Gott so fügte daß dieses Jahr geschehe, wir wollens dem lieben Gott überlassen der alles weis wohl zu machen.“

Weiter wird dann von Auguste berichtet: „wie ich nicht anders von Auguste war nehme so gefals ihr recht woll wenn sie nur ein mal ihre Bledigkeit ablegte, doch hoffe es soll sich nach und nach geben. wie mir S. Regierung Rath Weis versichert, so künd (findet) sie vielen henfall bey der bask Lustbarkeit; wenn wieder einer ist, so will ich auch hingehen damit ich sie auch tanzen sehe, weil sie mir von ieder man geriet wirt. ich lasse es ihr an nichts fehlen, so wol im Unterricht der conduit als sonst, und von der gesellschaft womit Sie umgeth hat Sie gelegenheit genug zu providieren, nur felts ihr an Herzhaffigkeit.“

Über die Studien der Auguste hören wir, daß zum Entsetzen der Tante der Musiklehrer Deider mit dem angebotenen Reichstaler für den Monat nicht zufrieden war und 2 Gulden verlangte.⁵⁾ „das Auguste . . . hat nicht vill lükte zur Musiq den sie exersiert sich nicht außer der Stunde, bis ich mit Ernst sie darzu anhalte, und da vertritt (verdrückt) mich daß das vills geld doch davor hin geben muß werden, zum franshesie (Französischen) hat sie weis mehr lükten, die andre woche soll sie exersicia machen.“

Am 31. Januar weiß Tante Dorothea Erfreuliches zu berichten: „Daß Augusten wirt so corbolent und groß das Du Dich wundern wirtst wenn Du sie wieder malst siehs (siehst), auch bekomt sie rothe bade, welches ihr ansehn ser verschönert. Die blütigkeit und furchtsamkeit gewind auch einen starken abgang durch die öftern visten und das Consort gehn macht sie ganz curasches. Sie ist gegenwertig fleißig im Knübbelen⁶⁾ und machts recht gut. wenn sie so fort gehorsam ist so hoffe ein galand Frauenzimmer aus ihr zu zihen . . . Die Frauenzimmer wo sie Belandschaft mit hat, wehren gern mal von ihr invidiert allein sie übergeits alle mal mit Stillschweigen, ich muß ofte lachen über sie, daß sie sich ihr geld gern spahren will und wieder mit nach haus bringen. Es wirt aber doch mal ihre Schuldigkeit sein, daß sie das Frauenzimmer invidiert. Den es mach gleich mehr achtung, ich bin sonst keine liebhabern von Debanse (devense = Ausgaben) allein woh meine Ehr drauf beruth da du (tue) ich mir lieber weh als das ich mich soll beschuldigen lasse ich wike nicht zu leben.“ — Und wirklich wurde für die zweite Februarhälfte eine Einladung der Freundinnen des Augusten ins Auge gefaßt. Dabei wurde aber die hauswirtschaftliche Tätigkeit nicht vernachlässigt und namentlich in Handarbeiten zeigte Auguste viel Geschicklichkeit, wie die Tante rühmend hervorhob. Zweifellos wurde auch an den langen Winterabenden manches Buch von Tante und Nichte gemeinsam oder von lekturer allein gelesen; in dieser Hinsicht hatte Dorothea strenge Grundsätze, und schon im Herbst schrieb sie dem Bruder, er solle versichert sein, „daß ich nicht selbe solche schlechte Bücher in meiner Stube zu lesen, den ein Christ ist davon weit entfernt; ich lese auch stark, aber lauder bücher die das Herk bilden, gegen wertig lese ich Lavaders⁷⁾ Beobachter seiner selbst und Millers⁸⁾ Schilderung welche gar schön, Gellerts⁹⁾ semtliche Werke habe auch gelesen; der S. Candidat Bogeler hat gar schene Bücher und der hat sich offeriert, sie mit zu unterhalten, den daß ist ein Mensch von vieler dietet, der keine schlechte Bücher hat, die Rabenerische¹⁰⁾ briffe hat Er auch, u. damit Sie sich im Schreiben, welches vor ein Frauen Zimmer wohl mit das beste ist, exersiert, so soll sie alle woche zwey Stunde dazu verwenden und Rabenerische Briefe abschreiben . . . im übrigen überlasse du sie mir u. unter meiner Aufsicht, mit der hilfe Gottes will ich sie gewis zu einem frommen und tugenthafften auch wohl gestenen Frauen Zimmer bilden . . .“

¹⁾ Also etwa 3/4 M. statt der angebotenen 3 M. Deider hat wohl Klavierunterricht erteilt.

²⁾ Eine Handarbeit.

³⁾ Gemeint ist Johann Kaspar Lavater, der Schweizer Schriftsteller und Theolog, 1741–1801; das oben genannte Buch „Beobachter seiner selbst“ gehört wohl zu seinen frühesten Schriften.

⁴⁾ Wer dieser Miller war, ist nicht zu ersehen; der 1750 geb. Romanschriftsteller und Diederichter Johann Martin Miller kann doch kaum in Frage kommen.

⁵⁾ Christian Fürchtegott Gellert 1715–1769, seine „Sämtliche Schriften“ erschienen zuerst in 10 Bänden in Leipzig 1769–1774.

⁶⁾ Gottlieb Wilhelm Rabener, Satiriker, 1714–1771.